

17.1.1915.

Kindertränen.

Es läutet an der Tür Glocke. Draußen steht ein etwa zehnjähriger Bub in zerlumpten Kleidern. Die Frage, was er wolle, bringe ich nicht über die Lippen, denn sein ganzes Aussehen enthält schon im voraus die Antwort. Zum Ueberflus hält er mir ein Bündel Schuhriemen entgegen.

Ich besitze schon einen übergroßen Vorrat an unbrauchbaren Schuhriemen, die ich kleinen Buben auf der Straße abgekauft habe. Nun kommen die kleinen Verkäufer gar bis in die höchsten Stockwerke hinauf. Nur keine Schuhriemen mehr. Ich schenke ihm ein paar Kreuzer und ein Stück Brot. Er will etwas sagen, aber es scheint ihn im Halse zu würgen. Schnell wendet er sich und schon ist er die Treppe hinunter, wohl in Angst vor dem scharfen Auge der Hausmeisterin, die ja das „Betteln und Hausieren“ nicht dulden darf.

Abends gehe ich aus. Ich bin schon im untersten Stockwerk, da höre ich von der Treppe her ein zwar verhaltenes, aber doch ganz deutlich vernehmbares Schluchzen. Erst will ich meinen Weg fortsetzen, aber eine gebieterische Stimme in mir sagt, daß man nicht ruhig vorbeigehen dürfe, wenn neben einem ein menschliches Wesen seinen Schmerz nicht mehr bemeistern kann. Ich warte. Ein halbwüchsiges, hohlwangiges Mädchen kommt langsam herunter. Ihr Weinen ist kaum zu hören, aber die ganze verkümmerte Gestalt wird von zurückgehaltenem Schluchzen geschüttelt.

„Warum weinst du denn so, Kleine?“ Nun bricht sie erst in helles Schluchzen aus. „Überall jagen sie mich davon! Den ganzen Tag hab' ich nur siebzehn Kreuzer verdient und jetzt muß ich hangehn.“

Nun sehe ich erst, daß sie eine offene Schachtel mit Druckknöpfen im Arme hält. Die ist gestrichen voll. Viel kann sie also wirklich nicht davon verkauft haben. Auch mir steigen Tränen in die Augen. „Wart' ein bißel,“ und ich suche in meinem Portemonnaie nach einem passenden Geldstück. Nein, mit ein paar Heller ist's da nicht getan. Es ist spät. Die Kleine muß heimgehen können. Schnell entschlossen drücke ich ihr eine Krone in die Hand.

Sie nimmt das Geldstück und sagt leise: „Danke schön.“ Dann tritt sie unter die Gasflamme und dreht die Krone hin und her, als müßte sie sich erst überzeugen, daß es wirklich keine Täuschung sei. Dann sagt sie nochmals: „Danke schön“ und über ihr eingefallenes Gesichtchen huscht ein so frohes Lächeln, als wenn ihr nun wirklich geholfen wäre.

Ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, läuft sie ein Weibchen neben mir her und erzählt mir die nur zu alltägliche Geschichte ihrer Leiden: Kein Vater, die Mutter aus der Fabrik entlassen, noch zwei kleine Geschwister. Die Mutter geht auch mit irgend etwas hausieren und vermag an keinem Abend so viel Geld heimzubringen, daß man am nächsten Tage davon leben könnte. Darum muß die Kleine auch zu verdienen suchen. Aber es will ihr nicht gelingen. Der Wachmann, die Hausbesorgerinnen, die Parteien selbst, lauter feindliche Gewalten.

„Die Leute sein so grauslich,“ klagt sie und weiß nicht, daß Wachmann und Hausbesorgerinnen ohnehin durch die Fingern sehen, so lange sie irgend können, um der großen Notlage Rechnung zu tragen, daß sie aber ihre eigene Existenz gefährden, wenn sie die Milde zu weit treiben. Sie weiß auch nicht, daß an die Tür jeder Wohnung täglich mehrmals Leute pocken, die nicht eher weichen, als bis sie ein Almosen an Kleidern, Nahrung oder Geld erhalten haben, die keine Demütigung scheuen dürfen, wenn sie nicht verhungern oder erfrieren wollen.

„Jetzt geh' i aber ham. Die Mutter wird schon auf mich warten,“ sagt sie und wieder huscht ein freudiges Lächeln über ihre Züge. Dann verabschiedet sie sich mit einem freundlichen Gruß und ich geh' weiter mit einem Gefühl der Befriedigung, daß ich hier so bittere Tränen so schnell hatte zum Versiegen bringen können.

Aber nur durch einen Augenblick hege ich dieses Gefühl, dann überfällt es mich doppelt schmerzlich. Ja heute leidet sie zufrieden in ihre armselige Behausung zurück und morgen beginnt der gleiche Jammer, die gleiche Angst und Verfolgung, der gleiche Mißerfolg, Hunger und Tränen wie heute.

Und muß das sein? frage ich mich, und darf es sein? Ist das unsere vielgerühmte Kultur, unsere Menschlichkeit?

Draußen auf den Schlachtfeldern verblutet der kräftigste Teil des Volkes und daheim verhungert der schwächste.

Und plötzlich klingt mir wieder das alte Lied im Ohr, das jetzt eine neue und erhöhte Bedeutung bekommen hat, das alte Näherinnenlied aus den Vierzigerjahren:

O Gott, daß Brot so teuer ist
Und so wohlfeil Fleisch und Blut.